

Nils Opitz

Die letzten Tage der Eule

Roman

Leseproben

Bis zum Erscheinen des Buches finden Sie hier keine lange zusammenhängende Leseprobe, sondern einzelne Ausschnitte aus dem Roman. Die Geschichte führt den Protagonisten durch viele Teile der damaligen Welt, und mit ihm taucht der Leser ein in die Philosophie, die frühen Spaltungen und Kämpfe zwischen christlichen Strömungen, aber er erlebt auch die blutigen Kämpfe um die Rheinstädte und den Untergang des Burgunder-reiches. Diese Bandbreite wollen auch die Aus-schnitte entsprechend widerspiegeln.

Inhalt

Landkarte Germanien um 400

Prolog

Totenstille

0. Die Entdeckung

1. Eule und Schwert

2. Bücher und Bäder

3. Der Überfall

4. Lykke

5. Kampf um Vangiones

6. Ein neuer Anfang

7. Ein Grab am Meer

8. Iovinus und der König

9. Honorius

10. Hypatias Kosmos

11. Im Tal der Könige

12. Sigfred

13. Ein neuer Aufbruch

14. Augustinus

15. Bis ans Ende der Welt

16. Heimwärts

17. Die Bücher und der Tod

18. Abschied

19. Ein Brief

Glossar wichtiger historischer Begriffe

Landkarte Römisches Reich um 400

Prolog

Die Eule war das Symbol der Weisheit und der Philosophie. So wurde sie auch das Symbol Athens und schließlich der antiken griechischen Kultur.

Die Welt der Eulen ist daher die Welt der Bibliotheken, der Akademien und Schulen, die es im Römischen Reich zu Tausenden gab. Die allermeisten Menschen konnten lesen, schreiben und rechnen.

Die Wissenschaft war in dieser Epoche weitgehend frei und kam auch erstaunlich gut voran. Es wurde beobachtet, experimentiert, berechnet und sezirt.

Die Erde war bereits rund und ihre Größe bestimmt, in der Medizin hatten Männer wie Hippokrates und Galen den Zauberglauben zurückgedrängt. Die Lehrbücher wurden gepflegt, abgeschrieben, kommentiert. Alles dies noch bis weit ins dritte und vierte Jahrhundert nach Christus.

Mythos und Aberglaube erstarkten schon vor der Zeitenwende, aber erst im vierten und fünften Jahrhundert erfolgte ein jäher Zusammenbruch dieser Kultur der Bücher, der Bildung, der Forschung und der Theater.

Innerhalb weniger Jahrzehnte wird der Analphabetismus zum Normalfall, Bildung beschränkt sich jetzt auf die Geistlichen der neuen und einzig erlaubten Religion, die nun die Macht innehat. Das seit Kaiser Konstantin als Staatsreligion vorgeschriebene Christentum geht mit einer rigorosen Bekämpfung und Verdrängung aller anderen Religionen und Denkrichtungen einher. Tempel werden abgerissen, Bäder verboten, Bibliotheken und Akademien werden geschlossen, Bücher verboten und nicht mehr kopiert. Das völlig zu Recht als düster gescholtene Mittelalter ist eingeläutet.

Diese Erzählung handelt von einem kleinen Abschnitt dieses Todeskampfes der antiken Welt.

Und von den Menschen, die das nicht hinnehmen wollten.

Totenstille

Er trieb sein Pferd an, um auf die letzte Anhöhe zu gelangen, hinter der das Rheintal lag. Nach den schlimmen Berichten, die ihn am Vortag erreicht hatten, wollte er nun so schnell wie möglich nach Hause.

Als er die von dünnen Schneeresten und Raureif strahlend weiße Kuppe erreicht hatte und der Blick auf die großen Wiesen zum Fluss hinunter frei wurde, hielt er sein Tier an und erstarrte. Was er sah, drang nicht in seinen Verstand. Er stöhnte. Er keuchte.

Der Schnee war über große Flächen schwarz und rot von Blut. So weit das Auge sehen konnte, lagen tote Krieger über die Wiesen verstreut, bis hinunter an den Fluss. Auch zu seiner Linken im nahen Wald lag alles voller Leichen. Ein gewaltiger Kampf musste hier stattgefunden haben. Wohin er schaute, eingeschlagene Schädel, verstümmelte Körper, Tod und Stille.

Die Stille war vielleicht das Schlimmste. Welcher Lärm, welches Schreien musste hier gestern oder vorgestern noch die Luft erfüllt haben. Jetzt strich nur noch der kalte Wind leise über das weite Feld, nichts regte sich. Nur am Waldrand sah er einige Wölfe zwischen den Toten stehen und hier und da machte sich ein Rabe an einem Leichnam zu schaffen.

Die Schlacht konnte nur einen Tag her sein, dennoch war nirgends ein Verwundeter zu entdecken. Ein dichter Eisnebel, der vom Fluss hinauf gekrochen kam, hatte sich als funkelndes weißes Leichentuch auf alle Rüstungen, Gesichter, Waffen und die toten Pferde gelegt wie ein unheimlicher Fluch. Wer verwundet überlebt hatte, musste erfroren sein.

Mit einem Stöhnen ließ er sich von seiner Stute fallen und taumelte, den Zügel schlaff in der Linken, die Straße entlang, zwischen den toten Körpern hindurch und über sie hinweg.

Alle lagen sie hier, die tapferen Burgunden, die Stadtmilizen von Vangiones und die Legionäre Roms. Auch einige tote Hunnen waren darunter. Es brauchte keinen geübten Blick, um zu sehen, wer diese Schlacht verloren hatte, die toten Burgunden und Menschen aus Vangiones überwogen bei Weitem. Rom hatte abgerechnet.

Pfeile und Schwerter in Körpern, abgebrochene Speere, in einem letzten Jammern verzerrte Gesichter, gebrochene Augen. Dazu eine Menge an Blut, das wegen der Eiseskälte noch ganz frisch wirkte und dessen Geruch die Luft erfüllte. Die Beine versagten ihm den Dienst, er stolperte. Er blieb stehen, erbrach sich und sackte weinend zusammen.

Sollte er nach seinem Bruder suchen? Nach seinem Neffen? Nach Friedger? Nach dem König?

Er war sich sicher, er würde sie alle hier finden, doch die vielen tausend Toten in ihrer grauenvollen Eiskruste könnte er unmöglich alle umdrehen und betrachten.

Er wusste, dies war das Ende. Das Ende der Burgunden und ihres stolzen kleinen Reiches. Gewiss war es auch das Ende seiner Heimatstadt, die nur noch eine Stunde von hier entfernt lag.

Er fühlte sich plötzlich schrecklich allein und alt wie ein Greis. Wie jemand, den der Tod vergessen hatte. Schluchzend und strauchelnd durchschritt er das ausgedehnte Schlachtfeld. Zur Linken auf einem kleinen Hügel lagen dicht gedrängt die Offiziere des Königs, mitten unter ihnen auch das vereiste Antlitz ihres Herrschers, König Guntiar.

Eine drückende Angst stieg in ihm auf, dennoch spürte er, dass nach Hause musste. Und wenn es das Letzte sein sollte, was er in seinem Leben tat.

0. Die Entdeckung

Es klingelte. Noch im Halbschlaf stand er auf und lief nackt ans Telefon. „Flothmann, hallo?“

„Ralf hier. Nick, gut dass du da bist. Du musst sofort rauskommen, nach Worms. Ich glaube, wir haben da was. Ich fasse es nicht, aber es sieht ziemlich gut aus. Ein großer Hohlraum, aufgemauert. Gleich heute früh ist der Bagger drauf gestoßen, er ist umgekippt, weil die Seitenwand der Grube plötzlich nachgab.“

„Ich komme“, sagte Nikolaus Flothmann nur. „Ich beeile mich.“

Hoffentlich nicht nur ein alter Weinkeller, aus dem Spätmittelalter, voller Ton- und Glasscherben, gerade interessant genug, um damit ein paar Praktikanten vom Gymnasium zu beeindrucken, dachte er, während er sich eilig anzog und in die Küche rannte.

Fabrig brühte er sich einen Pulverkaffee auf. Er hasste Instant-Kaffee, aber wenn es schnell gehen musste, war das besser als nichts. Obwohl er vorsichtig an dem heißen Kaffee nippte, verbrannte er sich mit dem ersten Schluck die Zunge. Er fluchte und war ziemlich aufgeregt.

Wenn es wirklich die gesuchte Bibliothek war, dann wäre es eine Sensation, die zu groß war, um sie sich vorzustellen.

Im Zuge einer Grabungskampagne in Bagdad waren Bruchstücke von Pergamenten aufgetaucht, die, zusammen mit anderen Funden, gerade noch vor dem Irak-Krieg aus dem Land geschafft werden konnten. An der Uni Trier hatte man sie gründlich untersucht und die Pergamentfetzen entziffert. Auf einem Bruchstück war in griechischer Schrift von einer geheimen Bibliothek in Worms die Rede, und dies mit genauer Ortsangabe. Die Übersetzung war so aberwitzig wie umstritten. Umstritten gerade deshalb, weil es zu verrückt erschien.

Er rief Norbert Bäumert an, den Archäologen aus Heidelberg, der alles ins Rollen gebracht hatte.

„Norbert? Habe ich dich geweckt? Ralf rief gerade aus Worms an, sie sind heute früh auf etwas gestoßen, einen großen Hohlraum. Du solltest schnell dazu kommen, aber fahr langsam. Wir warten auf dich, du wirst nichts verpassen.“

Auch Bäumert war sofort wie elektrisiert und versprach, gleich loszufahren. Es hatte drei Jahre Arbeit gekostet, die Wormser zu

überzeugen, mitten in der Fußgängerzone am Römischen Kaiser, Ecke Kämmererstraße, eine archäologische Grabung durchzuführen. Nikolaus Flothmann, den seine Kollegen nur Nick nannten, hatte sich irgendwann von ihm überzeugen lassen und schließlich mühsam die Grabungsgenehmigung erkämpft.

Zu Beginn der Grabungen mussten sie den Winzerbrunnen, ein hässliches Ding, wie Nick fand, vorsichtig entfernen und hatten ihn dabei auch noch beschädigt. Das Kaufhaus direkt daneben drohte fortwährend mit Schadenersatzklagen wegen ausbleibender Kunden und auch die anderen Kaufleute ringsum lamentierten. Es hatte Drohungen und Beschimpfungen gebagelt und so standen sie zunehmend unter Erfolgsdruck. Nachdem sie jetzt schon seit sechs Wochen erfolglos herumbuddelten und das Loch immer tiefer und größer wurde, wurden die ersten Stimmen laut, diesen Unfug der Archäologen und Historiker abzubrechen. Sogar der Oberbürgermeister hatte kalte Füße bekommen und sich vorsorglich wieder von dem Projekt distanziert.

Mit Nick hatte es das Leben in den letzten Jahren nicht besonders gut gemeint. Die Scheidung von seiner Frau, nachdem er durch Zufall erfuhr, dass sie seit Jahren ein Verhältnis mit dem Nachbarn hatte, war erst ein Jahr her. Zum Glück hatten sie keine Kinder, obwohl er sich früher welche gewünscht hatte, doch es hatte nicht geklappt. So lebte er nun allein in einer einfachen Zweizimmerwohnung in der Mainzer Innenstadt und vergrub sich in seine Arbeit beim Landesdenkmalamt. Er war jetzt fast fünfzig und hatte die Zeit der Hoffnungen und Erwartungen hinter sich gelassen, auch die Kraft, das Glück neu zu suchen.

Aber als er nun in seinem alten Renault auf die Autobahn Richtung Worms einbog, dachte er an Schliemann und Troja, an Carter und Tut´anch Amun. Er schaltete das Radio an, um sich mit Wetterbericht und Verkehrshinweis wieder auf den Teppich zu holen.

Worms, die vielleicht älteste Stadt Deutschlands, das Borbetomagus der Kelten und das Vangiones der Römer. Eigentlich der richtige Ort für sensationelle Funde. Er dachte an die Entdeckung von Brandgräbern und Sarkophagen, 1988, vor seiner Zeit beim Landesdenkmalamt. Es war ein herrlicher Fund gewesen, mit reichen Grabbeigaben und Glaskunst erster Güte, wie man sie in diesem

Raum sonst nirgends gefunden hatte. Und ihm fiel das Grab der jungen Frau ein, in dem man neben den Gebeinen wundervollen Schmuck aus Gold und Edelsteinen gefunden hatte, von einer Qualität, als wären sie frisch aus der Werkstatt des Goldschmieds. Aber heute war heute und er glaubte eigentlich nicht, dass ihn auch einmal solches Finderglück ereilen würde. Zumal eine Bibliothek und irgendwelche Pergamente und Papyri im nassen Deutschland kaum Aussichten darauf hatten, viele Jahrhunderte zu überdauern, anders als in Ägypten oder Syrien.

Nieselregen, acht Grad, ein typischer, dunkler, feuchter Novembertag. Im Osten wurde der Himmel langsam grau.

Sein Kollege Ralf Stockhausen wartete bereits auf der Baustelle und half ihm beim rutschigen Abstieg in die riesige Grube. Sie war schon über acht Meter tief. Nick stockte und erstarrte einen Moment, als er im fahlen Morgenlicht das Loch sah, das sich hinter dem kleinen umgestürzten Bagger befand. Es war gerade so groß, dass man sich hätte hineinzwängen können. Es lag sehr tief, etwa sieben Meter unter dem Bodenhorizont. Das konnte kein verschütteter Vorkriegskeller sein. Seine Neugierde wuchs und er spürte, wie die kleinen Haare auf seinem Rücken zu krabbeln begannen. Ralf redete die ganze Zeit leicht überdreht auf ihn ein und zeigte ihm seine Karte.

„160 römische Gradi von der Westmauer entfernt und 290 Gradi vom südlichen Stadttor, genau wie in den Papyri beschrieben. Und nur zwanzig Gradi, also etwa 15 Meter neben der Hauptstraße, die unter der Kämmererstraße verlief. Es würde passen.“

Er hatte einen Stadtplan dabei, in dem bisherige Funde und Grundrisse des antiken Worms eingezeichnet waren. Als sie vor dem Loch standen, waren ihre Schuhe und Hosen schon völlig vom Lehm verschmiert.

Drei Arbeiter standen neugierig wartend und rauchend ein paar Meter hinter ihnen und hofften, Zeugen irgendeiner Entdeckung zu werden. Man hatte schon um sieben mit der Arbeit begonnen, und gleich in den ersten Minuten war es passiert. Bei dem Schreck über das auftauchende Loch und den plötzlich nicht mehr vorhandenen Widerstand hatte der Baggerführer überreagiert und der Minibagger war auf dem rutschigen und schrägen Untergrund einfach umgekippt, dem Fahrer war zum Glück nichts passiert.

Das Loch maß etwa fünfzig Zentimeter an der breitesten Stelle und knapp sechzig in der Höhe. Einige Steine am Rand waren jedoch sehr locker. Es war ganz offensichtlich Mauerwerk. Ralf und Nick sahen sofort, dass es alt war. Sehr alt. Nicht in den letzten hundert Jahren aufgemauert. Auch nicht in den letzten fünfhundert.

Ralf zückte seine riesige Taschenlampe, so eine, wie sie auch die Polizisten haben, und knipste sie an, als wäre es ein ritueller Akt.

„Du bist der Chef, Nick. Ich leuchte dir und du kriechst zuerst rein? Einverstanden?“

Nick sagte nichts, er starrte gebannt auf die Mauersteine und war so gespannt wie nie zuvor in seinem Leben. Er spürte, dass er hier etwas ganz Besonderes finden würde.

Ganz vorsichtig entfernte er drei weitere Steine am unteren Rand, der Baggeranriss hatte sie bereits gelockert. Ralf leuchtete in die tiefschwarze Öffnung. Man konnte erst fast nichts sehen, nur, dass der Boden etwa zwei Meter tiefer lag als die Öffnung. Die Schwärze des Raumes schluckte jedes Licht. Er beugte sich weit in die Öffnung hinein und Ralf reichte ihm die Stablampe über die Schulter an. Nick leuchtete in das schwarze Loch. Sein Atem stockte, er gab komische Laute von sich, die Ralf nicht deuten konnte. Es war eine merkwürdige Mischung aus Stöhnen und Rufen. Nicks Augen verschlangen, was sie sahen. Alles in ihm wollte kreischen vor Freude, denn was er sah, war in jedem Falle etwas sehr Besonderes, etwas ganz gewiss Großartiges, auch wenn er es eigentlich gar nicht zu deuten wusste.

Es war eindeutig sehr alt und ganz sicher ein antiker Fund. Er schaute von oben nach unten, von links nach rechts. Aber konnte das die in den Papyri aus Bagdad versprochene Bibliothek sein? Es sah eher aus wie eine Grabkammer, schlichte Sarkophage standen an beiden Seiten. Aber nichts erinnerte an eine Bibliothek.

Der Raum maß, soweit er das sehen konnte, etwa sechs mal sieben Meter, war in der Mitte gut zwei Meter hoch und wurde von vier Säulen gestützt. An den niedrigeren Seitenwänden standen die Sarkophage, sie waren aus Stein und in gutem Zustand. Nick spürte, dass seine Hände ganz feucht wurden und er griff fester um die schwere Lampe, die ihm wegzurutschen drohte. Dieser Raum hatte ein Geheimnis, dass es zu lüften galt. Wer lag in diesen Truben? Und was lag daneben und darauf herum? Es sah unmordentlich aus.

Nach einer Ewigkeit, die Zeit schien stehen geblieben zu sein, riss er sich von dem Anblick los, schob sich zurück und drehte sich langsam zu Ralf um. Der sah ihn erwartungsvoll an. Doch statt einer Erklärung umarmte Nik seinen Kollegen nur ganz fest und lachte und lachte.

...

1. Eule und Schwert

Hart schlugen Pferdehufe auf das Straßenpflaster direkt unter seinem Fenster und weckten ihn. Noch leicht benommen sprang er aus dem Bett, zog sich seine Schuhe an und schnallte den Gürtel um die Tunika. Während er die Treppe in die Küche hinunterlief, fuhr er sich mit den Fingern durch das Haar, denn den Kamm hatte er wieder einmal verlegt.

Es sollte ein spannender Tag werden. Heute würde er seinen Lehrer kennen lernen, einen für höhere Bildung. Zwar hatte Quintus die Schule, die er nun schon seit zwei Jahren hinter sich hatte, wenig Freude gemacht, wie allen Kindern. Doch im Lesen und Schreiben war er sehr gut und er las leidenschaftlich gerne alles, was ihm an Schriften in die Hände fiel. Und weil er ebenso klug wie wissbegierig war, hatten seine Eltern beschlossen, ihm einen Lehrer alter Schule angedeihen zu lassen.

Meist lehrten sie Rhetorik, Grammatik und Geschichte, damit konnte man Verwaltungsbeamter werden. Sich nur, wie sein älterer Bruder Aennius, um das Gasthaus und um die Pferde der Gäste zu kümmern, war für Quintus zu wenig Herausforderung.

Nun stand so gut wie fest: Wenn der Lehrer einwilligte, hatte er an drei Vormittagen in der Woche Unterricht bei ihm, was nicht ganz billig war. Doch das Gasthaus „Zum Bären“ lief seit Jahren gut und Titus und Chara, seine Eltern, waren keine armen Leute.

Aus der Küche duftete es nach frischem Brot, seine Mutter saß am großen Tisch der Familie und wartete schon auf ihn. Sie hatte bereits einige Gäste verabschieden müssen, die in aller Frühe in Richtung Treveris aufgebrochen waren. Der Winter wich gerade den ersten zaghaften Frühlingstagen.

Helga, die füllige Fränkin mit zahllosen Lachfalten um die Augen, holte die Brotfladen aus dem Ofen, und für Quintus stand ein großer Krug warmer Milch auf dem Tisch.

Titus, sein Vater, war seit Wochen in Gallien unterwegs, auf einer seiner vielen Einkaufsreisen. Um ihren Ruf zu bewahren, das beste Gasthaus der Stadt zu sein, musste er immer wieder

weit nach Süden und Westen reisen, um besondere Gewürze und Kräuter, besten Wein aus sonnigeren Gefilden oder auch edles Olivenöl und Würzpasten einzukaufen. Sogar Zimt und Pfeffer waren an ihren Speisen und so lockten sie zahlungskräftige Gäste aus nah und fern.

Seine Mutter Chara war die Tochter eines römischen Offiziers griechischer Abstammung, sie sprach Lateinisch und Griechisch. Sie war es auch, die durchgesetzt hatte, dass Quintus nun einen Lehrer bekam. Sein Vater hätte ihn lieber auf seine Reisen mitgenommen, damit er die Welt kennen lernen konnte, um eines Tages in seine Fußstapfen zu treten.

Titus selbst war Römer von Geburt, doch hatte er eine fränkische Mutter gehabt. Nach dem Militärdienst hatte er mit der Abfindung und seinem Anteil aus einer befohlenen Plünderung das Gasthaus in Vangiones gekauft, das damals ziemlich heruntergewirtschaftet und in keinem guten Zustand war.

So war Quintus ein echtes Kind des römischen Reiches, in seinen Adern floss griechisches, römisches und germanisches Blut. Und weil sein Vater fast so gut Germanisch wie Lateinisch sprach, dazu ein wenig Griechisch, konnte man im Bären mit Gästen aus der Ferne gut umgehen. Das hatte sich herumgesprochen und wer von südlich der Alpen kam und bis hinauf nach Colonia Agrippina, Ulpia Trajana oder Treveris musste, der machte hier eine Nacht Halt.

Doch das Gasthaus war auch ein wahres Nachrichtenzentrum. Nicht selten wusste man hier die großen Neuigkeiten aus Rom oder anderen Teilen der Welt eher als in der Präfektur.

Quintus trank seine Milch und sah in Gedanken versunken mit einem weißen Sahnebart Helga bei der Arbeit zu. Sein um zwei Jahre älterer Bruder arbeitete bereits im Stall.

Chara war mindestens so aufgeregt und neugierig wie ihr Sohn. Viele Gäste und sogar den Präfekten hatten sie um Rat befragt, wen man als Lehrer nehmen könne. Schließlich hatte ein reisender Arzt aus Confluentes ihnen Demosthenes empfohlen, der in Mogontiacum lebte, wo er einige Schüler hatte, aber nicht dort bleiben wollte. Er sollte ein richtiger griechischer Philosoph sein, nicht so ein Straßenlehrer, der die Kinder freudlos in

Schreiben und Geometrie drillte. Chara, die stolz war, eine Griechin zu sein, fand die Vorstellung erhebend, einen solchen Mann als Hauslehrer in den Bären zu holen.

„Kämme dein Haar ordentlich, Junge. Dein Lehrer kann jederzeit hier sein. Er schrieb, er käme noch am Vormittag.“

Für Quintus, der fünfzehn Jahre alt war, würde im Frühjahr die Militärschulung beginnen, die vor allem aus Sport und Kampfübungen an verschiedenen Waffen bestand. Chara wusste, dass er sich nichts daraus machte, er war eher ein Kopfmensch und auch kein Raufbold. Bestenfalls würde er die Übungen als notwendiges Übel akzeptieren. Ein anspruchsvoller Unterricht würde ihm Ziele geben. Dann würden die Kampfübungen zur Nebensache und ihn weniger belasten, dachte sie.

Nachdem er die Milch getrunken und sich die Haare ordentlich gekämmt hatte, zog er den Mantel über und lief auf die Hauptstraße hinaus, um zum nördlichen Stadttor zu schlendern. Vielleicht würde er diesem Demosthenes begegnen. Er war sich nicht sicher, ob er ihn auch erkennen würde. Wie sah ein griechischer Philosoph aus? Gewiss hatte er einen Bart, und wahrscheinlich war er nicht mehr der Jüngste. Weiter gingen seine Vorstellungen nicht.

Es war kalt, in der Frühe hatte noch dicker Raureif auf allen Dächern gelegen. So war es trotz der weißen Sonnenstrahlen zwischen den Häusern noch bitterkalt. Nach einer Weile des Wartens stapfte er missmutig und verfroren zurück nach Hause, lief hinauf auf sein Zimmer und legte sich auf sein Bett.

„Quintus, dein Lehrer ist da, komm runter!“ hörte er endlich Aennius rufen. Er flog die Treppe regelrecht hinunter, sein Bruder stand in der Gaststube und zeigte auf das kleine Nebenzimmer. Quintus ging hinein und blieb bei der Tür stehen.

Am Tisch vorm Fenster saß ein grauhaariger und sehr hagerer Mann über einen Teller gebeugt. Er löffelte seine Suppe und in seinem Bart hingen ein paar Brotkrümel. In der Linken hielt er eine Kaninchenkeule mit Garum, offenbar hatte Chara ihn sogleich gut versorgt. Quintus überlegte einen Moment, ob er enttäuscht sein sollte.

„Salve, junger Mann. Du bist also Quintus Aurelius, der Wissendurstige?“ Dabei sah er ihn milde lächelnd und doch auch so bohrend an, dass Quintus rot wurde bis an den Haaransatz.

„Setze dich doch her zu mir. Ich bin fast fertig mit dem Essen. Es ist wunderbar. Deine Mutter ist eine gute Köchin.“

Verlegen setzte er sich zu dem Alten an den Tisch.

„Mein Name ist Demosthenes. Ich stamme aus Syrakus. Vielleicht hat man dir das schon gesagt. Ich unterrichte Rhetorik, Grammatik, Geometrie, Griechisch, Astronomie, ein klein wenig Medizin und Philosophie, ganz wie der Schüler es wünscht und vermag.

Aber du solltest mir vielleicht zu Beginn ein wenig von dir erzählen. Was du schon alles weißt, was du lernen möchtest und was du erwartest. Sofern du nicht stumm bist.“

Er lächelte wieder und schob den leeren Teller zur Seite. Quintus aber hustete, es war ihm peinlich, wie er sich benahm. So gab er sich einen Ruck.

„Entschuldigt. Ich bin etwas aufgeregt. Ich habe mir immer gewünscht, solche Dinge zu lernen. Ich weiß auch schon sehr viel.“

„So? Erzähle.“

Nicht ohne Stolz zählte Quintus auf, dass er gut lesen und schreiben konnte, das griechische Alphabet beherrschte, Germanisch sprach, Dreiecke und Kreise berechnen konnte, die Sternbilder kannte und alle Götter aufzuzählen wusste. Gespannt sah er den Griechen an.

Der kralte sich den Bart. „Nun, das ist doch ein ganz brauchbares Fundament. Wir wollen sehen, was wir daraus machen können.“

Lange sah er Quintus an, er musterte ihn, als wolle er sein Gewicht taxieren.

„Dich soll ich also in das Reich der Eulen führen“, murmelte er.

„Zu den Eulen?“ Quintus war irritiert.

„Die Eule ist das Symbol der Weisheit, der Wissenschaft und der Philosophie. Weißt du, so wie die Christen den Fisch und die Taube haben. Das Reich der Eulen, das sind die Bibliotheken,

die Akademien und Schulen, in denen das Wissen gemehrt und weitergegeben wird. Ein kleines Stückchen von diesem Reich können wir in dieses schlichte Zimmer holen, wir zwei. Wenn du es willst.“

Quintus war beeindruckt, eine ganze und fremde Welt schien sich vor ihm zu öffnen.

„Aber erzähl mir, was du von mir wissen und lernen willst, junger Mann“, fuhr Demosthenes fort, dabei sah er ihn warmherzig, aber auch sehr wach an.

Quintus wurde wieder etwas verlegen: „Meine Mutter hat mir erzählt, Ihr würdet mir beibringen, was die Alten wussten. Sie sagt immer, hier im Norden würden wir alle allmählich verblöden und dass die ganze Welt langsam immer dümmter wird. Dass die Alten wussten, warum man eine bestimmte Krankheit hat, was in unserem Körper ist, wie das Wetter wird, wann und warum sich manchmal der Mond oder sogar die Sonne verdunkelt. Sogar, dass die Luft, die wir atmen, nicht Nichts ist.“ Er stockte kurz: „Und warum wir überhaupt da sind“, dann hustete er und wurde wieder etwas rot.

Demosthenes aber lächelte. „Du hast eine kluge Mutter, mein Junge. Wenn du solche Dinge wissen willst, dann werden wir vielleicht viele Stunden Freude miteinander haben, denn ich habe mich nun fast vierzig Jahre mit solchen Fragen beschäftigt. Einiges über die Welt habe ich in meinen wenigen Büchern, vieles aber auch hier oben“, dabei tippte er sich an die Stirn.

„Wir werden gleich zu Beginn mit der griechischen Sprache anfangen. Wenn du ihr Alphabet schon ein wenig kennst, umso besser. Aber du musst sie lesen und schreiben können, denn sehr viele wichtige Bücher gibt es nur in Griechisch. Außerdem ist die Sprache reicher, genauer und, verzeihe mir, schöner als das Lateinische.

Ein bisschen über Anatomie und Medizin kann ich dir sicher auch beibringen, doch das ist nicht meine größte Stärke. Aber ich werde dich zu den Gestirnen und Sphären entführen, zu ihren Bahnen und in die Weite des Kosmos. Und, vielleicht das Wichtigste, will ich dich auch lehren: die Philosophie vom richtigen Leben. Nicht Haarspaltereien und Wortklaubereien,

sondern die Philosophie, die man braucht, um im Leben bestehen zu können.

Ein wenig Rhetorik und Grammatik können wir gerne üben, auch wenn das eher für Aufschneider und Schwätzer wichtig ist. Aber es kann dir nützen, wenn du einmal in einer Verwaltung arbeitest.“ Bei diesen Worten glaubte Quintus einen verächtlichen Unterton herauszuhören.

„Doch nun noch zu mir: Da gibt es nicht viel zu sagen. Ich habe in Syrakus und Athen auf den Schulen gelernt, ich bin viel in der Welt herumgekommen, war lange in Rom, lange in Hispanien und kam schließlich über Gallien hier in den Norden. Ich bin nicht mehr der Jüngste, wie du an meinem grauen Bart ablesen kannst, und ich möchte vielleicht hier bleiben. Ich bleibe, wenn ich einen Schüler gefunden habe, der es wert ist. Und wenn ich in einer freundlichen Stadt bin, in der man mich in Ruhe lässt. Und ein Letztes: Ich spreche nicht gern über meine Vergangenheit. Halte dich mit Fragen darüber bitte zurück, dann werden wir gut miteinander auskommen.“

Quintus hatte aufmerksam zugehört, immer wieder genickt und am Ende verblüfft geschaut, als der Alte ihn so geheimnisvoll von seiner Vergangenheit ausschloss.

„Wann fangen wir an?“ fragte er voller Eifer.

„Nun, am besten, jetzt“, lächelte der Grieche. „Sobald du Tinte und Papyrus bereit hast, oder eine Wachstafel und einen Griffel“, fügte er hinzu und Quintus hastete auf sein Zimmer, um beides zu holen.

...

(Im Kampf und Vangiones, S. 149:)

Eines Mittags, die Belagerung dauerte nun schon fast zwei Wochen, erschien wieder eine Abordnung vorm Nordtor. Sie trugen mehrere kleine Säcke bei sich.

„Wir haben Nachrichten für euch, von euren Freunden!“

Mit aller Kraft schleuderte ein langhaariger Hüne sie über die Stadtmauer und dumpf schlugen sie hinter dem Stadttor aufs Pflaster. Langsam ging Friedger, der als Centurio in diesem Abschnitt Dienst hatte, auf die Bündel zu. Sie waren farbenfroh und er versuchte, zu erkennen, was es war. Schnell merkte er, dass sie blutverschmiert waren und fürchterlich stanken. Eine dunkle Ahnung stieg in ihm hoch und angewidert wich er einen Schritt zurück.

„Holt Gaius Marcellinus, schnell!“ rief er einem Soldaten zu, der sofort los ritt. Blitzschnell hatte sich dieser Vorfall in der Stadt herumgesprochen und auch Titus und Quintus liefen herbei, um sich in das große Rund der Neugierigen einzureihen. Friedger schaute sie nur ausdruckslos an. Er überwand sich und öffnete mit einigen vorsichtigen Schwertstrichen die drei Säcke. In jedem lag ein Kopf mit Helm darauf, die Stoffhüllen entpuppten sich als zusammen gewickelte Fahnen.

Stumm vor Schreck konnten alle erkennen, dass es die Stadtfahnen von Mogontiacum, Argentorate und der Festung Altrip waren. Titus erkannte Livius Marcus, den Präфекten von Argentorate. Wer die anderen zwei waren, konnte er sich nun denken. Man hatte die Köpfe grob abgehackt, die Hälse hingen noch daran wie bei Schlachtvieh. Die Gesichter waren zu Fratzen verzerrt, die Augen weit losgerissen. Alle wandten sich mit einem jammervollen Raunen ab, einige mussten sich erbrechen. Ein paar Frauen begannen zu schreien und ein unheimliches Wispern über diesen Vorfall verbreitete sich über die Stadt wie ein Schmelbrand.

Als Gaius Marcellinus herbei geritten kam, öffnete sich eine Gasse, um ihn durchzulassen. Friedger stand mit gezogenem Schwert neben den drei behelmten Köpfen, reglos wie ein

Totenwächter. Als Gaius ihn ansah, senkte er nur stumm den Blick. Der Präfekt stieg schwer von seinem Ross und kniete sich zu den Köpfen. Er erkannte seinen Bruder, den Dux aus Mogontiacum und schlug sich die Hände vors Gesicht.

Dietrich, der inzwischen auch eingetroffen war, ließ die Köpfe fortbringen und die Menge lief verstört und schweigend auseinander.

Beim Abendessen starrte Titus düster in seine Linsensuppe. „Wenn Mogontiacum und Argentorate gefallen sind, dann heißt das, das über den zugefrorenen Rhein so viele Barbaren gekommen sind, dass sie ganz Obergermanien überrannt haben. Vielleicht sogar Colonia Agrippina im Norden. Und dass wir kaum auf Hilfe rechnen können. Die müsste schon aus Italien über die Alpen kommen, aber das ist bei diesem Winterwetter frühestens zur Schneeschmelze denkbar und selbst dann unwahrscheinlich. Höchstens die Legionen in Treveris oder Britannien könnten helfen, wenn sie nicht selbst bedrängt sind. Für den direkten Kampf sind wir zu wenig und eine Belagerung über viele Monate halten wir nicht durch. Dieser Wahrheit müssen wir ins Auge sehen. Die letzte Hoffnung ist, dass sie einfach irgendwann weiterziehen, weil sie befürchten, dass sie immer noch hier herumstehen, während ihre Stammesgenossen Gallien leer plündern, wo es mehr zu holen gibt als hier. Oder dass ihnen im Kampf der Blutzoll zu hoch wird. Wir dürfen also nicht aufgeben. Es gibt eine Chance.“ Dabei ballte er die Faust und seine Augen leuchteten wieder.

Alle atmeten ein wenig auf, denn wenn Titus erst einmal mutlos war, dann würden sie alle die Hoffnung verlieren.

(In Rom, S. 195ff.)

Am zweiten und dritten Tag schlenderten sie über die Märkte, auf denen es alles im Überfluss gab, was der römische Erdkreis hergab und gelangten bis zur großen Hauptkirche der Christen jenseits des Tiber, die dem heiligen Paulus gewidmet war und zur Hadriansburg. Erst am vierten Tag trennten sich ihre Wege, Flavius und Friedger besuchten in der drückenden Sommerschwüle die Bäder und Tavernen, während Quintus einige Händler aufsuchte, mit denen schon sein Vater Geschäfte gemacht hatte. Das waren vor allem die Glasmacher, Waffen- und Goldschmiede und einige Gewürzhändler in Ostia. Nach einigen Gesprächen und Verhandlungen, gekauft hatte er noch nichts, tauchte er wieder in die überfüllten Straßen der Stadt ein. Da bemerkte er Gewitterwolken am Himmel, ein kräftiger Wind zog auf und wirbelte den Straßenstaub durch die heiße Luft.

Nicht weit von ihrer Herberge entfernt stand ein Tempel, der auf Quintus besonders Eindruck gemacht hatte: Das Pantheon. Trotz des Verbotes der so genannten heidnischen Kulte stand es noch unverändert an seinem Platz. Erhaben und geheimnisvoll ruhte der gewaltige Kuppelbau in sich, umrahmt von einer langen Mauer mit mehreren Toren.

Der Wind ließ nach und dicke, warme Regentropfen schlugen auf das Pflaster. Das schlichte Tor zum Tempel war nur angelehnt. Quintus betrat das Tempelforum und durchschritt mit hohlem Klang die große Säulenvorhalle. Da er den Regen abwarten wollte, sah er sich kurz um und schlüpfte durch die unverschlossene Tür in das Innere.

Im ersten Moment war es ziemlich dunkel, doch Quintus Augen gewöhnten sich schnell an das dumpfe Licht. Oben in der Kuppel befand sich ein großes rundes Loch,

durch das der graue Wolkenhimmel wie durch ein Auge in das Innere schaute. Quintus staunte, dass dieser Tempel nicht nur unzerstört geblieben war, sondern auch noch frei war von Beschädigungen und Verunzierungen. Sogar die

Götterstatuen standen noch an ihrem Platz. Offenbar kümmerte sich noch jemand um dieses Haus.

Das Pantheon war den Göttern des Olymps geweiht, anders als in den anderen Tempeln wurde hier allen Göttern gehuldigt. Der große Raum war völlig leer, ein Spatz hatte sich verirrt und flog aufgeregt zwitschernd hin und her.

Hoch oben auf Jupiters linker Schulter saß eine kleine, fast kugelrunde Eule, ein Steinkauz, und sah neugierig auf Quintus hinunter. Die Götter standen ringsum in Steinnischen zwischen mächtigen Doppelsäulen. Es roch angenehm nach Rauch von Oliven- und Citruszweigen. Er schaute sich aufmerksam um und bestaunte die gewaltige, goldene und völlig runde Kuppel mit ihrer Kassettenstruktur viele Gradi über ihm. Ein heller Blitz zuckte über den Himmel und tauchte den Raum für einen Augenblick in weißes Licht. Kurz darauf folgte ein mächtiger Donnerschlag, der den Marmorboden unter seinen Füßen erzittern ließ. Das Unwetter hauchte dem Raum und den Göttern Leben ein, in dem zuckenden Licht der Blitze schien es, als wenn die Götter sich neugierig zu ihm herunter beugten.

Als wäre der Donnerschlag das Startsignal gewesen, ging gleich darauf ein kräftiger Regenguss auf die seit Tagen überhitzte und staubige Stadt nieder und Quintus hörte, wie das Wasser inmitten des Pantheons auf den Boden fiel. Unwillkürlich lief er in die Mitte und stellte sich unter das Auge der Kuppel in den Regen. Das Becken, das einmal hier gestanden haben musste, war offenbar beseitigt worden, nur die Verankerungen waren noch zu sehen.

Nun wurde er doch noch nass, doch er genoss es und lachte. Eine ganze Weile blieb er so stehen und spürte, wie der warme Regen ihn bis auf die Haut durchnässte. Er sah das Wasser aus dem Himmelsauge über sich durch den Raum auf sich herunterfallen und betrachtete amüsiert die flachen Rinnen, durch die es im Boden abließ. Die Idee, den Himmel so in ein Gebäude hineinzulassen, fand er großartig. Er setzte sich auf den nassen Boden, schloss die

Augen und versuchte, die große Halle und ihre Kraft zu spüren.

Da hörte er plötzlich Stimmen und sah leicht erschrocken auf. Eine Handvoll Männer in seinem Alter hatte sich, offenbar auch aus Schutz vor dem Unwetter, in den Tempel geflüchtet, sie schimpften über ihre nassen Sachen und freuten sich zugleich über die Abkühlung und das frische Wasser, das die Stadt für ein paar Tage von Staub und Gestank befreien würde. Dann erst sahen sie Quintus und stutzten. Er kam sich mit einem Mal sehr albern vor, doch wäre er nun schnell aufgesprungen, wäre es noch peinlicher gewesen. Also beschloss er, sitzen zu bleiben und sie zu ignorieren. Doch sie kamen auf ihn zu und blieben am Rand des Regens stehen, der in der Hallenmitte vom Himmel fiel.

„Merkwürdige Dinge geschehen! Können wir dir helfen, Mann?“

Er schaute zu dem auf, der ihn angesprochen hatte, es war ein vornehmer Römer, der Kleidung nach. Glatt rasiert und edles Schuhwerk an den Füßen.

„Ich glaube nicht“, antwortete er ruhig und blieb sitzen. „Ich genieße nur diesen großartigen Raum. Wo sonst kann man sich inmitten eines Tempels nass regnen lassen. Es ist, als würden einen die Götter begießen. Diese Gelegenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen.“

Die Männer lachten „Du bist wohl nicht von hier, dass du das Pantheon noch nicht kanntest?“ fragte der Römer. Der Regen ließ etwas nach und Quintus stand nun auf und begrüßte die Männer freundlich und förmlich.

„Nein, ich bin aus Vangiones, aus der Germania Superior. Ich bin nur für kurze Zeit in Rom und eigentlich hat auch mich das Unwetter hier hinein getrieben.“

„Ich heiße Tiberius Decius und dies sind meine Freunde Secundus Flavius und Marcus Valerius“, stellte der Römer sich und seine Begleiter vor.

„Da kommt ihr aus einer unruhigen und gefährlichen Gegend. Habt ihr Lust, uns bei einem Glas Wein aus Germanien zu erzählen? Ihr seid mein Gast“, sagte der

Römer, er war neugierig auf Quintus. Der überlegte kurz, dann nickte er und, nachdem sie ein paar Nichtigkeiten über das Wetter und über Rom ausgetauscht hatten, gingen sie durch die letzten leichten Tropfen des Gewitters in eine nahe Villa. Der Gastgeber entpuppte sich als ein sehr wohlhabender Mann römischen Adels, sein Vater sei Senator, sagte er, wie schon sein Großvater und dessen Großvater. Das ganze Haus war auf jedem Schritt von einer Pracht, wie Quintus das noch nie gesehen hatte. Überall standen Statuen der alten Götter, oder auch von Athleten. Die Wände und Decken waren üppig und kunstvoll bemalt, auf dem glatten, roten Marmorboden lagen unzählige weiche Teppiche. In einem prunkvollen Gemach setzten und legten sie sich auf samtbespannte Sofas. Diener brachten Tücher, damit sie sich abtrocknen konnten und Quintus wurden trockene Kleider gebracht. Dann schenkte einer der Begleiter allen einen süßlichen Wein ein, nicht in die üblichen Krüge oder Becher, sondern in feinste, hohe Gläser.

„Ich schaue immer mal ins Pantheon hinein, denn seitdem die Kulthandlungen dort verboten sind und auch

keine Tempelwächter mehr da sind, kommt es immer mal vor, dass christliche Eiferer Schmierereien anbringen oder den Tempel als Latrine missbrauchen“, erzählte Tiberius.

„Das lassen wir dann entfernen und reinigen. Der Senat hält trotz des Verbotes seine schützende Hand über die-sen Tempel. Im römischen Senatsadel gibt es sehr viele, die wenig vom Christentum halten, weißt du?“

Quintus wusste es nicht, aber es freute ihn, dass es jemanden gab, mit dem er offen über seine Meinung über die Christen sprechen konnte. Er erzählte von den Bädern und Bibliotheken in Colonia Agrippina und Mediolanum. Der Gastgeber hörte aufmerksam zu, interessierte sich aber mehr für die Kämpfe und Zerstörungen am Rhenus, wie sie den Rhein hier nannten. In Vangiones hatte man längst den Namen der Kelten und Germanen übernommen. Quintus erzählte in allen Einzelheiten von dem Überfall auf die Stadt im vergangenen Winter. Dann hielt er einen

Augenblick inne, schluckte und erzählte vom dem Tod seines Vaters und dem Raub seiner Verlobten. Die drei waren mit einem Mal still und unangenehm be-rührt. Sie hatten eher an Heldentaten gedacht. Tiberius räusperte sich, schenkte Quintus Wein nach und murmel-te: „Das tut mir leid.“

Schnell wechselte er das Thema.

„Gibt es etwas, das ich in Rom für dich tun kann? Wie lange bist du noch hier?“ Dankbar sah Quintus zu ihm auf.

„Oh, vielleicht. Ich interessiere mich für Bücher und Schriften. Philosophische Werke, wisst ihr, nicht nur die Bibel und Wundergeschichten.“

Tiberius grinste: „Ich habe dich verstanden. Bestimmt kann ich dir helfen. Mein Vetter ist Scriptor in der Bibliothek. Ich werde dir ein Empfehlungsschreiben aufsetzen.“

Tatsächlich traf Quintus am nächsten Morgen in der alle ihm bekannten Ausmaße sprengenden kaiserlichen Bibliothek Tiberius Vetter an.

.....

(Begegnung mit Sigfred; S. 222 ff.)

Nach zwei Tagen erreichten sie einen Wall, der sich mitten durch den Wald zog, überzogen mit Mauerresten und dem Rest eines Turmes, der wie ein abgebrochener Zahn den Wall überragte.

„Der Limes“, meinte Friedger trocken.

„Der Grenzwall, der die Barbaren daran hinderte, ins Reich einzudringen“, fügte Quintus höhnisch hinzu. „Bis hierher reichte einst Roms Macht, bis auf lächerliche zwanzig Jahre vor vier Jahrhunderten, als man versucht hatte, ganz Germanien zu unterwerfen. Es endete damals in einem ungeheuren Blutbad und dem Tod von vielen Legionen. Seitdem hat man es mit Wällen und Türmen versucht.“

Stumm ritten sie weiter, nun waren sie endgültig jenseits der Reichsgrenze und auch nicht mehr im Gebiet der Burgunden. Stumm und misstrauisch starrten sie vor sich in den Wald, immer wieder mussten sie einen größeren Bach oder kleineren Fluss passieren. Erst am nächsten Tag hörten sie unvermittelt Huftritte vor sich. Noch bevor sie sich in die Büsche schlagen konnten, kam ihnen eine Gruppe von etwa zwanzig Mann entgegen geritten, bis an die Zähne bewaffnet, die Pferde leicht gepanzert.

Schnell waren sie umstellt, Friedger zog sein Schwert, doch Michael und Quintus machten keinen Versuch der Gegenwehr.

„Wer seid Ihr, sagt es schnell!“ herrschte sie einer an, offenbar ihr Anführer. Quintus hob den Kopf und antwortete: „Wir kommen aus Vangiones am Rhein und möchten als Händler an die untere Donau reiten. Wir handeln mit Bernstein, Schmuck und Werkzeugen.“ Er sah sein Gegenüber erwartungsvoll an, ob ihm diese Erklärung reichte. Der Germane ritt bis auf wenige Schritte an ihn heran und sah ihm streng in die Augen. Quintus hielt ihm stand, doch gleichzeitig erschrak er über diesen kalten Blick. Er glaubte, diese Augen zu kennen, und überlegte, woher. Plötzlich wusste er, an wen er geraten war.

„Seid ihr nicht Sigfred, der Schmied und Königssohn? Was führt euch so weit östlich in die Wälder?“ Da nahm der große Reiter seinen Helm ab, und Quintus sah ihn unverdeckt, dazu das lange blonde Haar. Als Sigfreds Blick auf den Schwertknauf hinten an Quintus Sattel fiel, wusste auch er, woher er den Römer kannte.

„Nicht ihr stellt hier Fragen, Römer“, fuhr er ungerührt fort. „Ihr reitet in Alamannengebiet und in einem halben Tagesritt beginnt das Land der Sueben, dann folgt das Reich der Quaden und nördlich davon das der Vandalen. Das tut Römern meist nicht gut, selbst, wenn ihr nur Händler seid, wie Ihr es vorgebt“, sagte er etwas weniger streng und seine Männer senkten die Waffen, lange Speere und Lanzen.

„Sagt, was ihr wirklich hier sucht“ bohrte er weiter, und Quintus wusste, dass er nicht lügen durfte. Dieser Germanenfürst sah ihm mit seinen stechenden hellblauen Augen so tief in die Seele, dass er jede Halbwahrheit so-fort bemerken würde, spürte er. Er senkte den Blick.

„Ihr werdet uns für verrückt halten, edler Sigfred, aber ich will mein geliebtes Weib zurückholen, das die Vandalen mir vor zwei Wintern geraubt haben. Und mein Begleiter hier“, er zeigte auf Michael, „er will auch sein Weib zurück.“

Sigfred musterte ihn eine Weile, fast wie damals, als er Quintus das Schwert überreicht hatte, dann musste er lächeln. „Das ist edel, Römer. Für eine Frau, die man liebt, ist keine Gefahr zu groß. Aber ihr werdet wenig Glück haben, zu dritt und fern eurer Heimat. Habt ihr einen Plan?“

„Den mache ich, wenn ich sie gefunden habe“, erwiderte Quintus leicht trotzig und sah dem Hünen wieder in die Augen.

Der aber lachte. „Ihr seid wahrlich verrückt, ihr gefällt mir. Sehr sogar. Bestimmt sehen wir uns in Walhalla wieder, dann trinke ich ein Met mit dir. Aber du musst schon vor mir anfangen zu trinken, denn du bist lange vor mir da“, sagte er wieder ganz ernst. Dann sah er seine Männer an, blickte prüfend zum Himmel, sah wieder zu Quintus.

„Erlaube mir wenigstens, zu verhindern, dass das gute
Schwert, das ich geschmiedet habe, in schmutzige
Alamannenhände fällt. Wir werden euch bis zum Fluss
Regen bringen, dahinter beginnt das Land der Vandalen.

...

Im Museion in Alexandria, S. 357 ff.

„Quintus, gut, dass ihr so schnell kommt. Ich konnte Tenopheles erreichen, er ist Arzt am Museion. Er will sich deinen Freund ansehen“ sagte er schnell, während Friedger hineingetragen wurde. „Es kann länger dauern. Du solltest nicht hier warten, Quintus, begleite mich so lange zu einem Vortrag. Da kannst du alles über die Berechnung der Oberflächen unregelmäßiger Körper erfahren“, schlug er vor, doch Quintus lehnte dankend ab. Nach Mathematik war ihm nicht zumute, doch er folgte Athanasios ins Museion. Auf den langen Fluren zupfte er den Freund am Mantel und zeigte auf den Raum, an dem sie gerade vorbei liefen. Es war der, in den einige Tage zuvor ein Leichnam getragen wurde.

„So einer bist du“, lachte Athanasios. „Gehe ruhig hinein und berufe dich auf mich, wenn dich jemand anspricht. Wir treffen uns nachher wieder hier.“

Leise betrat Quintus den Raum, offenbar hatte die Demonstration noch nicht begonnen, andere betraten noch nach ihm den Saal. Hier stand wie in einem winzigen und merkwürdigen Amphitheater in der Mitte ein Tisch mit etwas Platz ringsum, während auf allen Seiten hohe Stufen zwei Mann hoch hinaufführten. Die Zuschauer standen auf den Stufen und hielten sich an Geländern fest. Es stank abscheulich, doch Quintus war dieser Geruch eigenartig vertraut von den Untersuchungen, die er vor vielen Jahren mit Demosthenes an toten Tieren vorgenommen hatte. Er stellte sich recht weit oben auf eine Stufe und wartete gespannt. Schließlich wurde ein Gong geschlagen und ein Leichnam hereingebracht. Es war eine ältere Frau, vielleicht etwas über fünfzig. Erst danach betrat ein schwarzhaariger Mann die kleine Arena, begrüßte kurz das Rund der Zuhörer, stellte sich als Spyridon aus Euboea vor und wandte sich dem Leichnam zu. Zu Quintus Erleichterung sprach auch er griechisch, offenbar war dies die Sprache des Museions.

„Diese Frau starb gestern unter starken Schmerzen im Leib. Nach einigen Wochen, in denen sie immer wieder schwere Koliken mit starken Unterleibsschmerzen hatte, konnte sie schließlich keinen Urin mehr lassen, weil ein oder mehrere Steine ihren Harngang zugesetzt hatten. Erst dann wandte sie sich voller Not an einen Steinschneider, doch der stellte fest, dass die ganze Blase voller Steine war und er sie nicht alle zertrümmern konnte. Die Frau konnte zwar kurzfristig wieder Harn lassen, doch dann trat eine schwere Entzündung ein, die schließlich den ganzen Unterleib erfasste und vereitern ließ, der Tod trat gestern am frühen Nachmittag ein.

Wir werden uns also heute dank dieser günstigen Gelegenheit auch den Nieren und der Blase sowie den Harnwegen zuwenden“, sagte Spyridon, der etwa vierzig Jahre alt sein mochte. Er ließ sich von einem der Gehilfen ein scharfes Messer reichen. Damit trat er an den nackten Leichnam und nahm einen scharfen und tiefen Schnitt vom Brustbein bis zum Schambein vor, der mit einem seltsamen Geräusch einherging. Gleichzeitig ging ein Raunen durch den Saal, offenbar war Quintus nicht der einzige, dem es schwer fiel, die Demonstration völlig nüchtern zu verfolgen. Ein zweiter Schnitt ging oberhalb des Beckens über die ganze Bauchdecke. Mit wenigen, kräftigen und offenbar oft geübten Schnitten trennte Spyridon nun das Brustbein mitsamt den anhängenden Knorpeln heraus, um den Brustraum frei zu legen. Zum Publikum lächelnd langte der Mediziner in den Unterleib hinein und zog den Darm der Frau heraus. Alles sorgsam abscheidend und kommentierend, was er da gerade herausnahm, reichte er die Organe seinen Gehilfen hin, die sie ihm abnahmen und in bereitgestellte Schalen verteilten.

Einem jungen Mann, der zwei Stufen tiefer stand als Quintus, wurde übel, er verschwand eilig aus dem Saal. Quintus machte sich den großen Wissensgewinn klar, den er aus dieser Vorführung ziehen konnte und konzentrierte sich auf die Worte des Mediziners, um seinen Ekel zu überspielen. Schließlich nahm der Mediziner mit wenigen

Schnitten die Blase der Frau heraus, die ganz leer zu sein schien. Er befühlte sie schmunzelnd.

„Aha! Der Steinschneider hatte völlig Recht. Die Frau hatte Steine in ihrer Blase, außergewöhnlich viele und recht groß. Sie haben den Blasengang verstopft und die Blase zugesetzt und entzündet. Ebenfalls versteint sind die Nieren, denn in diesen werden die Steine gebildet. So konnten sie nicht mehr ihre Aufgabe erfüllen, das Blut zu reinigen. In der Folge des Eingriffes durch den Steinschneider, vielleicht aber auch durch die Steine selbst, kam es dann wohl zur eitrigen Entzündung, vor allem die unteren Reihen werden das riechen. An den schweren Entzündungen des ganzen Unterleibs und dem gewiss einhergegangenen Fieber ist sie schließlich gestorben“, sprach's und legte die Blase triumphierend in eine weitere Schale, die von einem Gehilfen an die Zuschauer herumgereicht wurde, damit sich jeder einen eigenen Eindruck verschaffen konnte.

„Fassen sie sie an, spüren sie die Steine und den Gries, dann haben sie eine bessere Vorstellung von der Krankheit“, munterte der Meister die Studenten auf. Quintus hoffte insgeheim, dass die Schale ihn nicht erreichen würde.

„Doch das ist nicht das Thema des heutigen Tages, wie ihr alle wisst“, fuhr Spyridon fort. „Heute geht es um unser vielleicht edelstes Organ, den Sitz unserer Sinne und unseres Denkens, wahrscheinlich auch den Sitz unserer Seele.“

Damit ließ er sich eine Säge anreichen und stellte sich neben den Kopf der Frau, die inzwischen ihrer Haare entledigt worden war. Mit einigen wenigen Schnitten durchtrennte er die Kopfhaut und legte den Schädel teilweise frei. Er setzte die Säge an und begann, kräftig und seiner Sache offenbar sehr sicher, den Kopf aufzusägen. Das Geräusch vertrieb drei weitere Zuschauer aus dem Saal, einer erbrach sich noch in der Tür in seine vorgehaltene Hand.

„Es gibt keinen Grund, sich zu ekeln, meine lieben Schüler“, sagte daraufhin Spyridon und lächelte noch immer, „bei euren Schädeln würde es ganz genauso klingen.“

Quintus erschrak über so viel Bosheit, wenn es eine war, und schon aus Trotz nahm er sich fest vor, im Saal zu bleiben und das Schauspiel bis zum Ende zu verfolgen. Der Schädel war schließlich ringsum geöffnet und Spyridon hielt demonstrativ die Schädeldecke in die Höhe. Darunter war eine blutige Masse zum Vorschein gekommen. Spyridon ließ sich ein seltsames, feines und geschwungenes Messer reichen, mit dem er das Gehirn in wenigen Handgriffen aus dem Kopf schnitt, als sei es das Innere einer Orange. Mit einem langsamen Schmatzen zog er es aus dem Schädel und legte es noch ein wenig frei. Wieder verließen einige Hörer den Saal, doch Quintus staunte, dass überhaupt noch so viele da waren und interessiert die Vorstellung verfolgten. Alle sahen nun die merkwürdige graue Masse, einer großen Walnuss nicht unähnlich. Einige machten sich Notizen auf ihren Wachstafeln. Spyridon erklärte noch einiges zur Technik des Heraustrennens, zum Aufbau des Gehirnes, seiner zwei Hälften, den beiden sich überkreuzenden Strängen, die aus ihm heraus in die Augen führten. Er zeigte und erklärte die Verbindung zum Knochenmark in der Wirbelsäule und die kleinen inneren Teile des Gehirnes, in denen er die Seele vermutete.

“Dem großen Alkmaion von Kroton, aber auch dem großen Galenus verdanken wir das Wissen, dass wir im vorderen Teil des Gehirnes, hinter unseren Schläfen und der Stirn, die Sinneseindrücke wahrnehmen, im hinteren Teil aber der Verstand und das Gedächtnis liegen.“

Quintus war fasziniert, aber auch sehr erleichtert, als die Vorstellung zu Ende ging und er den Saal endlich verlassen konnte. Auf dem Flur atmete er tief die frische Luft ein und schaute sich nach Athanasios um.

Beim gemeinsamen Essen wollte er von seinem Erlebnis erzählen, doch Athanasios wehrte kauend ab.

„Ich möchte es nicht hören, Quintus, sonst habe ich gar keinen Hunger mehr“, lachte er.